

Wäre einen angenehmen Leon in „Weh dem, ...“, einen gefälligen König im „Kuß“, vielleicht sogar einen Mercutio geben; ein Hartmann kann er mit der Zeit werden. In Rollen, die Ehre und Leidenschaft verlangen, wird für ihn wohl immer gelten, was Romeo dem Lorenzo sagt: „Du kannst von dem, was Du nicht fühlst, nicht reden.“

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Vas victis! Dem Sieger die Beute! heißt es in der weiten Welt. In unserer Enge lautet es umgekehrt: Ave victis! Dem Besiegten die Beute!

Der von Bismarck mattgesetzte Peuß wurde unser Reichskanzler. Unser Hochadel hat zwar, seit er Königgrätz verschuldet, in der Armee an Spielraum eingeblüht, er überflutet jedoch seither um so ungehinderter unsere Zivilverwaltung. Die Altzechen wurden zu Hofräthen und zu ausschließlichen Vertrauensmännern bei den deutsch-böhmischen Ausgleichsverhandlungen befördert, nachdem sie das Vertrauen ihres Volkes gründlich verherzt hatten. Sollten da nicht bald die Liberalen zur Herrschaft gelangen? Nein! Die haben ja schon die Früchte ihrer Niederlage in Gestalt zweier Portefeuilles im Coalitionministerium anticipiert und consummiert. Jetzt kommen folgerichtig die Stanegyen an die Reihe.

Zur Vorfeier des 1896 zu begehenden fünfzigjährigen Gedenkstes ihrer Erhebung gegen die Schläcta haben die galizischen Bauern trotz unerhörter Vergewaltigungen und aller erdenklichen Wahlmissbräuche Säulen der Schläcta: die Sapieha, Stadnicki x. aus ihrer Landstube hinausgeworfen; darum ist es auch an der Zeit, daß sich die Schläctzigen anschicken, ganz Oesterreich zu regieren.

Da von den 74 Landtagsmandaten, welche die galizischen Landgemeinden zu vergeben haben, nicht mindestens 75 der Schläcta, sondern 11 den jämmerlich geschundenen und verfolgten Bauern zugefallen sind, ist der Wahl-Generalisimus Graf Badeni in den Augen jedes Kenners des galizischen Wahlverfahrens gründlich geschlagen. Wohl dank dieser Niederlage fällt ihm nun noch zu allem Anderen ein Reichsrathsmandat in den Schoß. Zwar ist es ein allen tückischen Zufällen der Wahlschlacht entrücktes, ein unbedingt gesichertes, und dennoch wird der Volksvertreter Grafen Badeni die Prese-Hymne umlingen, daß er „getragen vom Vertrauen seines Volkes“, ins Parlament einziehe.

Graf Badeni beschäftigt sich mit den Wahlen, seine zukünftigen Amtscollegen mit dem Wählen ihrer Amtswohnungen. So ist Graf Gleispach im Begriffe, das halbe Justizministerium zu Wohnungszwecken zu evacuieren. Für die würdige Unterbringung des Unterrichtsministers hat allerdings schon Herr von Madeyski durch Ankauf eines Hauses vorgesorgt. Fürst Windischgrätz hat vor Jahresfrist das Palais des Ministerpräsidentiums stiftlich — aus Staatsmitteln — renoviert: Grund genug, daß für den neuen Ministerpräsidenten die Räume des Ministeriums des Inneren auf den Glanz hergerichtet werden. Falls Herr von Bilinski im Palais des Prinzen Eugen nicht Raum genug finden sollte, steht ihm noch eine Flucht von Salon-Jagen zur Verfügung, die er mit einem Aufwande von 800.000 fl. für reisende Minister, Sectionschefs und, wie Böswillige behaupten, sogar Hofräthe, erbauen ließ. Auf die Blüthe der Industrie und der Gewerbe sind unsere zukünftigen Minister, wie man sieht, eifrig bedacht.

Lehre jurldt, Ernst, Alles verziehen! steht die Egerer Handelskammer ihren einst so viel versprechenden Sohn an, der nach stürzlicher Vergewaltigung seines jumeist ererbten politischen Capitals mit einer der stofftesten Sinecuren das Weite gesucht hat. Doch durchgebranntes Kind scheut das Feuer und ist um keinen Preis zur Rückkehr zu bestimmen. Um keinen Preis? Wer weiß? Hat ja Herr von Plener selbst die beste Illustration geliefert zu Talleyrand's Wort: Chacun a son prix!

Waldwirtschaftliches.

Bei der andauernden Geldnoth des hiesigen Plages empfindet man einen gewissen Trost in den hohen Reportagen in Berlin. Man constatirt die Ueberladung des Berliner Marktes, den unausschließlichen Rückschlag und freut sich, nicht allein geschädigt zu haben. Die Verhältnisse liegen aber ganz anders. In Berlin ist das Reportgeld bei jedem Quartalswechsel theuer und der September gilt daselbst seit jeher für den theuersten Monat, sowie in Wien und Paris der October. Es ist auch gar nicht wahr, wie die Wiener Blätter erzählen, daß seit dem Jahre 1889 nicht mehr so hohe Sätze in Berlin notirt wurden, denn erst Ende December 1884 wurden mehr als fünf Procent für Ultimogeld gezahlt. Der große Unterschied zwischen unseren Geldverhältnissen und denen des Auslandes ist eben der, daß bei uns die Geldtheuerung eine dauernde geworden ist, während im Ausland nur zu gewissen Zeitpunkten die Geldsätze regelmäßig ansteigen. Die Discosätze, welche sich nur mäßig erhöht hatten, werden bald wieder auf ihren minimalen Stand zurückkehren, und wenn die Reportsätze auch angeht, der stark gesteigerten Speculation ein etwas höheres Niveau beibehalten sollten, so wird dieses doch in keinem Verhältnisse zu den Wiener Sätzen stehen.

Am Goldminenmarkt hält nach kurzer Unterbrechung die Haufe an. In der Media-Liquidation waren in London sehr hohe Reporte gezahlt worden und der Markt wurde darüber flüchtig. Inzwischen ist die Ultimo-Liquidation wieder normal — theilweise sogar bei Report — vor sich gegangen, und damit der alte Enthusiasmus wiedergekehrt. Die Engagements am Minenmarkt sind enorm. Aber in London will keine bessere Firma

Minenactien prolongieren; und es läuft daher fast alles bar bezahlt werden. Hohe Reportätze in London bezeugen daher nicht die Größe der Speculationen, sondern sie bedeuten nur, daß man bei dem allgemeinen Widerwillen gegen Prolongationen von denjenigen schwächeren Speculanten, welche doch prolongieren wollen, entsprechend hohe Sätze fordert. Anders liegen die Verhältnisse in Paris. Hier ist es an und für sich leichter zu prolongieren, weil nur Inhaber-Sätze circulieren, während in London nominative Sätze gehandelt werden. Es sind daher in Paris die nicht bar bezahlten Prolongationen sehr bedeutend, und es könnten leicht einmal, etwa bei einer vorübergehenden Geldlemme, wie sie die Ultimo-Octoberprolongation gewöhnlich mit sich bringt, große Reportschwierigkeiten entstehen. Diese Gefahr scheinen die großen Haufeure auch erkannt zu haben, denn sie sind gegenwärtig an der Arbeit, eine große Minenreportbank zu gründen. Die Pariser Coullisse hat beschloffen, um den Minenrausch etwas einzudämmen, vor Ende des Jahres seinen neuen Wert mehr zur Notierung zuzulassen. Da unausgesetzt Neugründungen vorgenommen werden und der Pariser Markt dafür der beste Boden ist, so mag dies ganz nützlich sein, um zweifelhafte Werte wenigstens eine zeitlang fernzuhalten. Andererseits hat die Maßregel den Erfolg gehabt, sofort eine rapide Steigerung der bereits notierten Werte hervorzurufen, da die Concurrenz von Neueinführungen wegfällt.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Berlin. Lessingtheater, „Gräfin Frigi“ von Oscar Blumenthal. Schauspielhaus, „Mirandolina“ von Emil Pohl. Schillertheater, „Diyah der Karr“ von Ludwig Jagobowsky.

In der Josefstadt wird jetzt ein neues Stück von Victor Leon und S. von Waldberg gespielt, das „Doppelhochzeit“ heißt. Man kennt ja die Art dieser Autoren: Herr Leon weiß stets eine lustige Idee zu finden (dieses Mal bei Labiche), aus der er dann mit Geschmack, Routine und Takt die glücklichsten Wirkungen zieht, und Herr von Waldberg steht auf dem Fettel. Herrn von Waldberg gelingt seine Aufgabe immer, aber es ist natürlich, daß sie Herrn Leon bald besser, bald weniger gelingt. Hier braucht er zwei leere, ziemlich confuse Acte, um erst im dritten endlich zu einer sehr drastischen und unwiderstehlichen Scene zu kommen, die Herr Maran und Frau Pohl-Meiser mit gewohnter Meisterhaftigkeit geben. Leider wird auch sie durch die Gegenwart des Herrn Rauch gehindert, mit seinen unwillkürigen Grimassen und elenden Wägen, kreischend, fuchtelnd, strampelnd, näselnd, gröhrend, ein Wajazzo kein Schauspiel, jede Pointe verdirbt.

Man schreibt uns aus Berlin: „1812.“ So heißt die erste Neuheit, die unser Kgl. Schauspielhaus in dieser Spielzeit gebracht hat. Die Zeit der Handlung, die sonst unten in bescheidenen Lettern angegeben wird, darf hier in fettem Druck oben als Titel sich breit machen. Recht bedrückt, will das sagen: Das Schauspiel hat keinen Titel. Und wie man gleich hinzusetzen kann: also auch keinen Hebel, keine einseitige Handlung, denn sonst würde ein wirklicher Titel nicht nur zu finden gewesen sein, er würde sich geradezu aufgedrängt haben. Es ist auch wirklich so: Otto von der Pfordten hat kein Stück gegeben, sondern Stücke, und nur mühsam es fertig gebracht, daß in jedem dieser Stücke auch einige von dem Kreis der Leute auftreten, die uns nicht nur geschichtlich, sondern menschlich interessieren sollen. Ist es Selbstkritik, daß der Dichter sein Spiel nicht einfach „General York“ genannt hat? Es ist nicht unmöglich. York ist alles andere als ein Theaterheld. Pfordten hat offenbar einen großen Respekt vor dem Historischen, und zwar einen Respekt, der sich nicht nur im Citieren von Aussprüchen zeigt, die Luigien Mühsbach und ihresgleichen mit dem berühmten Sternchen bezeichnen würden. Nun ist dieser Respekt ungemein nett und lobenswerth für den Gelehrten, aber er ist schlechterdings unendlich für den Künstler. Dem ist Geschichte und Natur nur das Rohmaterial, mit dem er nach höheren Idealfächern schaltet. So sehen wir denn den historischen York auf den Brettern, fünf Acte hindurch sehen wir ihn zweifeln und reden und zürnen, und am Ende ihn das thun, was vorher thun gewesen wäre, schließlich aber, da der bisherige Bundesgenosse Napoleon geschlagen ist, doch immer etwas bedenklich ist. Pfordten hat wohl Tolstois „Krieg und Frieden“ gelesen. Wie er den Napoleon auf die Bühne bringt, als eine Art Caricatur, das spricht mir dafür. Tolstoi hätte ihm auch den Hinweis geben können, wie aus seinem Stück ein Drama zu machen war: Wenn er York als Vertreter des Volkes genommen hätte, in dem den Franzosen gegenüber die blinde Todtschlagwuth erwacht, die stärker ist als jedes andere Gefühl. So haben wir nur dramatische Scenen aus Preußens Geschichte im Jahre 1812. Recht gefehert und lehrhaft, aber nicht einmal zu der äußerlichen Moralführung reizend. Das letztere hat wohl auch Herr von der Pfordten, der eine durchaus vornehme, idealistische Natur ist, kaum gewollt. Es ist aber ohnedies pikant, daß der Sohn des bayrischen Ministerpräsidenten, der wenigstens 1866 noch gar nicht Preußenfreund war, ein preussischer Dichter geworden ist. Im Einzelnen zeigt sich oft eine Frische, die auf Talent schließen läßt. Sollte aber dies Talent nicht auf andere Bahnen weisen, als die des historischen Dramas? — Im Deutschen Theater gibt man jetzt auch am Abend Georg Dirschfelds „Mütter“. Dirschfeld, ein noch ganz junger Mensch, ist ohne Zweifel ein Talent, ein nicht so starkes, wie seine Freunde wollen, aber vielleicht ein feineres, als sie empfinden. Er hat den Optimismus, den wir bei der hartlosen Jugend so lieben und den wir bei dem ganzen jungen Geschlecht nicht fanden. Er sieht in allen Menschen das Gute, das Gute allein, auch im Leben. Er weiß für zarte Empfindungen, wo er auch findet, gute Worte zu dichten. Mit dieser Art ist er zu den Naturalisten gekommen, die äußerlich sein Schaffen bestimmt haben. Das gibt einen klaffenden Riß: seine Menschen empfinden Mitleid und sprechen Gerhart Hauptmann. Den Stoff bietet die alte Geschichte vom verlorenen Sohn, aber